

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

od  
121836

121842



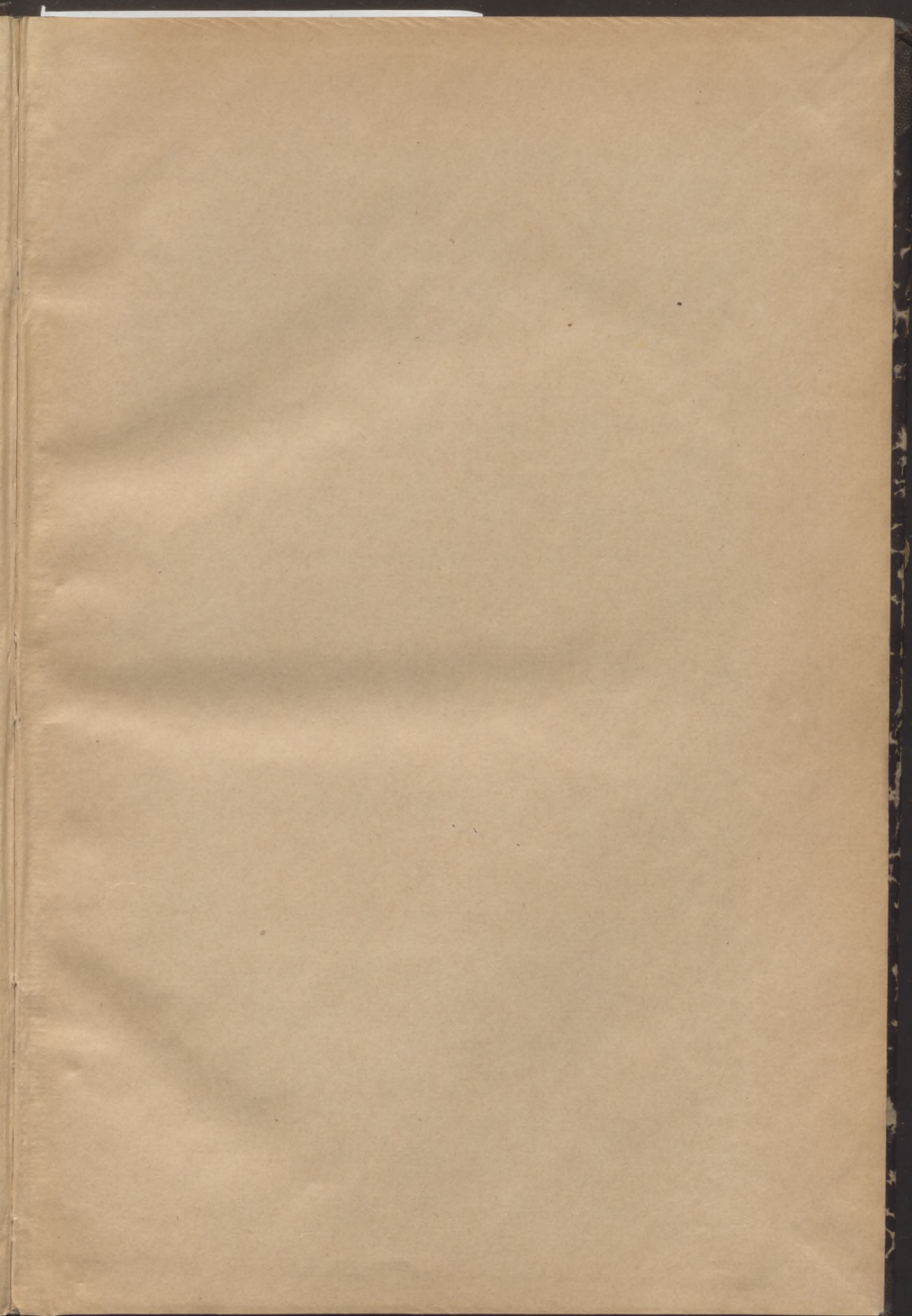
Od 2211. 8<sup>o</sup>

1.-7.

### Zur Beachtung!

- 1) Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
- 2) Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
- 3) Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Das Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dgl. sind streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt werden.
- 4) Beschädigungen und Defekte sind spätestens am Tage nach Empfange der Bücher zur Anzeige zu bringen.

**Die Verwaltung.**







U 22 17 8

# Zur Zeit- und Weltlage

Vorträge  
gehalten von Wiener Universitätslehrern

auf Veranlassung des Ausschusses  
für Volkstümliche Universitätskurse.

1.

Heute 81  
und vor hundert Jahren

von

August Fournier.

639  
1914



Ed. Hölzel, Wien.





Zur  
**Zeit= und Weltlage**

Vorträge  
gehalten von Wiener Universitätslehrern

auf Veranlassung des Ausschusses  
für Volkstümliche Universitätskurse.

1.

**Heute und vor hundert Jahren**

von

**August Fournier.**

---

Ed. Hölzel, Wien 1914.





*Musica*

121.836

*L*





Die von Wiener Universitätslehrern gehaltenen Vorträge beabsichtigten nicht Ergebnisse neuer Forschungen darzubieten. Sie wollten nur mit Hilfe bereits erworbenen Wissens in dieser überernsten Zeit orientierend und anregend, vielleicht auch beruhigend und stärkend in weiteren Kreisen Gebildeter wirken. Nur so möchten sie auch im Druck angesehen und aufgenommen werden.

Wien, November 1914.

Die von Herrn H. ...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...  
...

1814



Wenn heute, mitten im Drang von Ereignissen, wie sie in so machtvoller Größe die Geschichte nicht kennt, der Historiker das Wort nimmt, um sie gleichsam geschichtlich einzuschätzen, so steht er vor einer schweren Aufgabe, der er kaum gerecht werden kann. Denn alle seine Kenntnisse von vergangenen Zeiten und Taten, alle seine Maßstäbe von früher her reichen nicht aus, um Ausdehnung und Wirkung dieses ungeheuren Weltbens zu ermessen und darüber zutreffend zu urteilen. Und doch scheint es gerade seine Pflicht zu sein, es zu fassen und zu begreifen und in die Linie der Zeiten einzureihen. Denn wenn das blutige Werk der entfesselten Mächte getan sein wird, wird man den Weg zu einer neuen dauernden Ordnung doch wieder an der Hand der Geschichte suchen, von der einmal ein verdienstvoller russischer Historiker meinte, sie sei der Spiegel der Zukunft.

Um eine derartige dauernde neue Ordnung der Staaten nach langen schweren Kämpfen zu begründen, hatte sich vor genau hundert Jahren das gesamte offizielle Europa hier in Wien versammelt. Und wäre dieser Krieg nicht hereingebrochen, unsere Stadt hätte es sicher nicht unterlassen, darauf mit einigem Stolz hinzuweisen, wie sie damals monatelang der Mittelpunkt der politischen Welt, die Herberge für Kaiser und Könige und ein Heer von Diplomaten gewesen ist, die auf einem Kongreß sich mühten, den von Napoleon aus den

Jugen gebrachten Weltteil wieder einzurichten. Heute entsinnt sich kaum jemand dieser welthistorischen Begebenheit von damals. Denn vieles, das die Geschichte bisher für merkwürdig gehalten hat, ist in den Hintergrund gedrängt worden. Wie weit bleiben jetzt in unseren Augen so manche ehrwürdige Erinnerungen aus dem Altertum zurück, die wir seit unserer zarten Jugend mit uns herumzutragen gewohnt waren: der Todesmut eines Leonidas z. B., wo wir die Namen „Tsingtau“ und „Zenta“ mit Inbrunst nennen?, wo die beherzte Selbstverleugnung der römischen Mütter? Weit zurück.

Dennoch aber sollte man die Vergangenheit nicht aus dem Auge verlieren, wenn uns auch zur Stunde größere Eindrücke und mächtigere Empfindungen gefangen nehmen. Denn sie enthält manches, das noch immer Geltung auch für den heutigen Tag hat. Da wurde vor einem Jahre in Deutschland das Gedächtnis des großen Krieges gefeiert, mit dem sich 1813 Europa von dem drückenden Joch der napoleonischen Vorherrschaft befreite, und man erinnerte sich andächtig des hingebungsvollen Aufwandes an Wehrkraft und all des Opfermutes des kleinen, auf 5 Millionen Seelen zusammengeschrumpften Preußenvolkes. Nicht weniger als 300.000 Mann hat es ins Feld gestellt, die, bereits in einer Art allgemeiner Wehrpflicht organisiert, in tapferen Kämpfen zur Befreiung der deutschen Nation mit das wesentlichste beigetragen haben. Die Erinnerung daran hat im Deutschen Reich eine hohe Begeisterung geweckt; sie blieb lebendig, bis der Augenblick kam, wo nun Millionen dem Beispiel der Ahnen folgen konnten.



Denn auch der heutige Krieg ist, von unserem Standpunkte aus gesehen, ein Befreiungskrieg, Befreiung aus immer drückender drohender Gefahr für Ehre und Existenz von Staat und Volk, und er mußte gewagt werden, da er nicht zu vermeiden war. Wer in den letzten Jahren in Frankreich den Haß gegen Deutschland bis zur Gluthitze sich steigern und die Rüstungen ins Maßlose wachsen sah, wer Rußlands Verhalten im Balkankrieg verfolgte, und wie dann eine Probemobilisierung nach der andern die Heere des ungeheuren Reiches immer näher an unsere und des Deutschen Reiches Grenzen zog, wer die Umtriebe seines Gesandten in Serbien wahrnahm, die die Großmannsucht des kleinen Nachbarn bis zum Verbrechen ausarten ließen, und wer sich dabei der Kommissionsreisen König Eduards, unseres Marienbader Kurgastes, erinnerte und seiner hochmütigen Feindseligkeit in der Anneglonskrijsis des Jahres 1908, nachdem wir für die Unehre, unseren Verbündeten im Stich zu lassen, gedankt hatten, wer dann auch noch von Marinekonventionen zwischen Frankreich und England und zwischen England und Rußland hörte, die doch nur den Zweck haben konnten, diese beiden Staaten zur See sicher zu stellen, wenn sie zu Lande kämpften: der mußte begreifen, daß hier an einem Netz gesponnen wurde, das zu geeigneter naher Zeit Deutschland und seinem Alliierten über den Kopf geworfen werden sollte, um beide, wenn es gelang, zu vernichten, oder doch in eine schimpfliche und zugleich materiell höchst empfindliche Abhängigkeit zu bringen; der mußte sich fragen, ob der Druck solcher Gefahr noch weiter zu ertragen sei, nachdem sie durch eine auf-



richtige, vielleicht nur zu lang bewährte Friedfertigkeit nicht beschworen werden konnte, und mußte sich schließlich sagen, daß sich hier Unabwendbares vorbereite. Und der Krieg kam. Eine blutige That, die ein kostbares Leben forderte, brachte ihn zum Ausbruch, früher wohl, als die ihn vorbereitenden Mächte kalkuliert hatten, und mit der Plötzlichkeit vulkanischer Eruptionen.

Wenn er nun aber unvermeidlich war, dieser Krieg, so wird man fragen, wie es nur kam, daß wir ihn gerade mit diesen drei Großmächten führen müssen, wenn wir nicht ihrem Neid, ihrem Haß, ihrer Gier zum Opfer fallen wollen, und wie es zu diesem Neid, zu diesem Haß, zu dieser Gier gekommen ist, von denen wir, als treue Bundesgenossen des Deutschen Reiches, unser Teil willig auf uns nehmen? Die Antwort darauf wäre eine ziemlich umfängliche Geschichte des ganzen verfloffenen Jahrhunderts seit der Neuordnung des Welttheils auf dem Wiener Kongreß. Hier kann es nur darauf ankommen, die ersten Wurzeln des heutigen fürchterlichen Zwistes schon in jenen Wiener Tagen zu suchen und zu finden.

Unter den fürstlichen Gästen Wiens im Jahre 1814 nahm Kaiser Alexander von Rußland unbestritten den ersten Platz ein. In seinem weiten Reiche war die große Armee Napoleons zugrunde gegangen, die dessen Diktatur über Europa zur Vollendung bringen sollte; und daß der Zar dann nicht an den Grenzen seines Landes Frieden schloß, sondern 1813 den Kampf gegen das französische Kaiserreich darüber hinaus fortsetzte und so zu dem Befreiungskrieg den Anstoß gab, der



in der Octoberschlacht bei Leipzig seine erste wichtigste Entscheidung fand, das hatte ihm großes Ansehen verschafft. Und es wuchs noch, als der dann folgende Winterfeldzug in Frankreich mit der Einnahme von Paris und der Abdankung des Korsen endete. Kaiser Franz von Oesterreich war bei diesem Schlußakt des großen Dramas als Schwiegervater Napoleons absichtlich in die zweite Reihe getreten, und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen stand vollständig unter dem persönlichen Einfluß Alexanders, dessen Entschluß, den Krieg weiter zu führen, das kleine Preußen zu seiner Erhebung gegen Frankreich bestimmt und wieder emporgebracht hatte. So blieb der Zar allein im Vordergrund. Er war ein reichlich begabter und völlig europäisch gebildeter, mit deutschen Fürstenhäusern verwandter Mann von großer Eitelkeit, wenig verlässlichem Charakter und einer seit dem Brande von Moskau etwas mystisch angehauchten Denkungsart. In seiner Rolle als Befreier Europas, wie ihn die schmeichelnde Gesellschaft der Höflinge nannte, gefiel er sich überaus. Nur daß er diese Rolle nicht ganz uneigennützig spielte. Denn als er Rußlands Grenzen überschritt, hatte er einen wertvollen Gewinn an polnischem Land im Auge, der sein Reich kräftigen, es möglichst nahe an Mitteleuropa heranbringen und dadurch seinem Einfluß auf die Geschicke des Erdteils eine größere Basis geben sollte. Nicht daß Rußland, wie die anderen Staaten, unter Napoleons Druck Einbußen erlitten hätte. Im Gegenteil. Es hatte im Zweibund mit ihm das schwedische Finnland, ein Stück von Ostgalizien und das türkische Bessarabien an sich gebracht, und der Zar hätte sich damit



begnügen können. Aber Rußland war und ist ein expansiver Staat, dessen Volk diejenigen seiner Herrscher zu den größten zählt, die, wie Peter oder die unsittliche Katharina, möglichst viel neues Landgebiet erwarben, insbesondere gegen Westen und Süden hin, immer mit der Tendenz, sich möglichst viel Geltung in Europa zu verschaffen, und zugleich mit der Absicht, Seewege für die Abfuhr der reichen Naturprodukte zu gewinnen. Bei Alexander wog in diesem Augenblick die Tendenz nach dem Westen vor. Er begehrte jenes Herzogtum Warschau für sich, das Napoleon im Jahre 1807 aus dem preußischen Anteil des ehemaligen Königreichs Polen errichtet hatte und das später, 1809, durch österreichisches Gebiet vergrößert worden war. Jetzt hatten es Alexanders Truppen besetzt, und dieser war nur bereit, Preußen, das zwölf Jahre lang das polnische Land mit der Stadt Warschau gut regiert hatte, so viel davon zurück zu geben, damit es seine altpreußischen Besitzungen im Norden mit Schlesien verbinden könne; für das übrige wollte er dem Freunde zu Sachsen verhelfen, dessen König notgedrungen Napoleons Verbündeter geblieben war, wenn man den Franzosenkaiser entscheidend werde geschlagen haben. Auf diesen etwas unsicheren Antrag war Friedrich Wilhelm, fortgerissen von der flammenden Kampfbegeisterung seines Volkes, eingegangen und hatte an der Seite der Russen den Kampf gegen Frankreich im Frühjahr 1813 aufgenommen. Ohne Erfolg zunächst. Ein solcher trat erst ein, nachdem sich auch Oesterreich mit starken Kräften angeschlossen hatte.

Nicht ohne Zögern war es im Sommer beigetreten, und sein Minister Metternich hatte zu diesem Zögern guten Grund



gehabt. Denn er hatte von der Absicht des Zaren auf das Herzogtum Kenntniss erhalten und auch davon, daß Alexander den Plan habe, alles polnische Land als König unter seinem Zepter zu vereinigen, ja, ihm sogar eine Konstitution zu geben. Das war nun gewiß eine starke Attraktion für das österreichische Galizien, ganz abgesehen davon, daß dann die russische Macht, übermäßig gestärkt, bis Krakau heran in drohende Nähe rückte. Und Krakau mit Zamosc, Lublin, bis gegen Warschau hin, war noch vor fünf Jahren österreichischer Besitz gewesen und konnte, wenigstens zum Teil, wieder in Anspruch genommen werden. So suchte denn Metternich, die Obermacht Rußlands fürchtend, den polnischen Plan des Zaren einzuschränken so gut es ging und brachte es wirklich, als Alexander um den Beitritt Oesterreichs warb, dahin, daß er, bestimmt auch durch die Mißerfolge im Felde, seine Absicht auf das Herzogtum Warschau wesentlich änderte: das Land, das Napoleon beim Friedensschluß aufzugeben hätte, sollte zwischen den drei Ostmächten aufgeteilt und voraus zur Entschädigung Preußens verwendet werden. Im August 1813 trat dann Oesterreich in den Krieg; es folgten Erfolge der Verbündeten und endlich im Oktober der Schlag bei Leipzig. Nun war Alexander aber schon längst wieder andern Sinnes geworden. Da Sachsen nach den Siegen der Alliierten voraussichtlich zu deren Verfügung war und zu Preußens Vergrößerung verwendet werden konnte, wollte er von einer Teilung des Warschauer Landes nichts mehr wissen und ließ sich nur zu der vorläufigen Abmachung herbei, daß man über dessen Schicksal sich

freundschaftlich verständigen werde. Ein Zeitpunkt ward nicht vereinbart, und so konnte der Zar diese Verständigung so lange hinauszuziehen, daß erst auf dem Wiener Kongreß darüber verhandelt wurde. Da trat er dann mit seiner ursprünglichen Absicht auf das Ganze sehr bestimmt hervor, brüskierte Metternich, schlug an den Degen und war Monate lang zu keinerlei wesentlichem Zugeständnis zu bewegen.

Nun hatte sich Metternich zwar der Unterstützung Englands in der polnischen Frage versichert, und hatte, um auch diejenige Preußens zu gewinnen, zugestimmt, daß diese Macht ganz Sachsen erhalte, freilich nur, wenn sie sich dem Zaren entgegenstellte und einen entsprechenden Teil polnischen Landes forderte; und der preußische Kanzler Hardenberg war auch schon dafür gewonnen. König Friedrich Wilhelm aber verbot ihm, Alexandern entgegenzuwirken, und da der österreichische Hof nun nur noch das halbe Sachsen an Preußen gelangen lassen wollte, ergab es sich, daß die beiden deutschen Großmächte, die sich im Kriege leidlich verstanden hatten, in Feindschaft auseinander gerieten. Schon sprach man von einer neuen Kriegsfehde. Das hätte aber schlecht zu Alexanders Rolle als Weltbefreier und Friedensbringer gepaßt, und so ließ er sich nun doch zu einigen Abtretungen in Polen herbei: Preußen erhielt Posen mit Bromberg und Thorn, Oesterreich den seinerzeit an Rußland ausgelieferten Tarnopoler Kreis, Krakau wurde ein unabhängiger Freistaat. Alles übrige aber — das Land in dem heute so erbittert gekämpft wird — fiel an das Zarenreich, das sich damit weit zwischen Preußen und Oesterreich hineinschob. Wir Oesterreicher können die Genugthuung



haben, daß es nicht durch unsere Schuld geschah, und hätte Preußen damals über einen Staatsmann von starkem Rückgrat, wie etwa Bismarck es war, verfügt, der polnisches Land sehr hoch einschätzte, so wäre es wohl auch nicht dahin gekommen. So aber konnte sich Rußland einer Stärkung seiner Macht gegen Westen hin erfreuen, die ihm durch Europas Zustimmung gesichert war, und konnte sich anderen ausgreifenden Plänen zuwenden, die durch den Krieg mit den Franzosen unterbrochen worden waren.

Da stand allen anderen voran von lange her die Absicht, die Türkei, nachdem sie — vom Prinzen Eugen dauerhaft besiegt — inoffensiv geworden war, zu unterwerfen, sich Konstantinopels und der Dardanellen zu bemächtigen und damit den ungehinderten Seeweg ins Mittelmeer zu gewinnen. Das Unternehmen schien nicht allzu schwierig; alle Welt sprach ja längst schon vom Ende des Osmanenreichs, und auch Napoleon war der Ansicht gewesen, es werde von selbst in sich zusammenbrechen. Diese stets drohende neue Vermehrung der russischen Macht dünkte Metternich nicht weniger gefährlich als der polnische Zuwachs, und er suchte ihr vorzubeugen. Aber alle seine Bemühungen, zuerst die Türkei auf den Wiener Kongreß einladen, dann ihr ihren Territorialbestand verbürgen zu lassen, scheiterten, und der Schluß war, daß die Kongreßakte vom Balkan gar keine Notiz nahm. Der Weg nach den Dardanellen war Rußland durch keinen bindenden Vertrag verlegt. Er war frei.

Dieser Weg war nun ein zweifacher: man konnte entweder die Türkei als Ganzes derart schwächen, daß sie Rußlands Willen gehorchte, oder man konnte die ihr untertänigen

Christenvölker gegen sie unterstützen, ihnen zu möglichster Selbständigkeit verhelfen und sie dann für das russische Interesse in Tätigkeit setzen. Wir wissen, daß die Petersburger Regierung anfangs den ersten Weg wählte, später aber doch sich für den zweiten entschied, namentlich, als sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das nationale Prinzip zur Geltung gebracht hatte und in der Form des Panlawismus Rußland zu Diensten war. Da nun Oesterreich mit seinen Slawen unmittelbar davon berührt wurde und sich nach 1866 mit seiner Politik nach Osten wandte, so hieß es schon in den siebziger Jahren in Petersburg, der Weg nach Konstantinopel führe über Wien. Neuester Zeit aber hieß es anders. Unsere Monarchie hatte das für die Türkei unhaltbar gewordene und von uns dreißig Jahre lang mit Erfolg verwaltete Bosnien sich schließlich einverleibt, damit es nicht in serbische Hände falle und so mittelbar Rußlands Machtkreis vergrößere. Denn Serbien war das dienstwilligste der panlawischen Werkzeuge des Zarenstaates. Als dieser dann aber gegen die Besiznahme Einspruch erhob und das Deutsche Reich diesen Einspruch sehr bestimmt zurückwies, hieß es an der Newa nur noch: „Der Weg nach Konstantinopel geht durch Berlin.“

Diesem von der öffentlichen Meinung gebilligten Grundsatz — er wurde im April dieses Jahres in einem offenen Brief eines Petersburger Historikers an den Berliner Hans Delbrück unumwunden und im Namen vieler Russen ausgesprochen — konnte das offizielle Rußland, der gefürchteten Macht Deutschlands wegen, erst dann Folge geben, wenn es der Unterstützung der beiden Staaten völlig sicher geworden



war, die das ganze vorige Jahrhundert hindurch der russischen Absicht auf Konstantinopel schroff in den Weg getreten waren: Englands und Frankreichs. Die Franzosen, von ihrer leidenschaftlichen Sucht erfüllt, an Deutschland Revanche für die Schläge von 1870 zu nehmen, vergaßen, was Napoleon I. einst Alexandern zugerufen hatte, als er Byzanz für sich begehrte: „Nein, Konstantinopel niemals. Das wäre ja die Weltherrschaft!“ Und England wechselte sein Programm im Orient gleichfalls aus tiefer Abneigung gegen das Deutsche Reich, wenn auch aus anderen Gründen. Nun erst begann das offizielle Rußland sich zur Reise über Berlin nach Konstantinopel zu rüsten. Heute sehen wir es auf der Fahrt. Es ist noch nicht sehr weit gekommen. Die Türkei aber kennt das Reiseziel.

Um die Gründe zu verstehen, die England zur Wandlung in seiner europäischen Politik bestimmten, ist ein Rückblick auf die Wiener Vereinbarungen von 1814/15 gleichfalls nicht ohne Wert. Es war nach der Schlacht bei Leipzig, da boten die siegreichen Verbündeten dem besiegten Franzosenkaiser den Frieden an. Die Bedingungen, die man ihm stellte, waren sehr annehmbar: Frankreich sollte zwar alles fremde Land aufgeben, jedoch seine natürlichen Grenzen behalten: den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Würde der Kaiser daraufhin in Verhandlungen eintreten, so würde England die meisten der von ihm eroberten französischen Kolonien zurückgeben und Handelsfreiheit gewähren. Diese Vorschläge waren, unter Zustimmung von Englands Vertreter, einem Lord Aberdeen, des Zaren und Preußens, von Metternich formuliert worden, der



dabei allerdings die Absicht verfolgte, Frankreich genügend viel Macht zu lassen, um dem immer mehr sich ausbreitenden Rußland die Wage halten zu können. In London aber war die britische Regierung mit den Bedingungen keineswegs einverstanden. Sie mißbilligte die Haltung ihres Abgesandten und stieß die geplante Friedensbasis um. Warum? Einmal, weil der Rhein als natürliche Grenze Frankreichs Belgien im Besitz Napoleons beließ, und England hatte einen zwanzigjährigen Krieg gegen die Franzosen nicht zuletzt deshalb geführt, weil sie Belgien an sich gebracht und Holland von sich abhängig gemacht hatten, während Großbritannien es als eines seiner wesentlichen Interessen verstand, die vis-à-vis-Küste des Kanals mit Antwerpen und Ostende nicht in den Händen einer starken Macht zu wissen. Hatte es sich doch vorher, nach seinen Siegen über das königliche Frankreich, gewöhnt, den Armeelkanal wie zu seinem Besitz gehörig und die Länder jenseits wie Vorwerke seiner Seemacht anzusehen. Darum führte es leidenschaftlich den Krieg gegen die französische Revolution und ihren Erben Napoleon, und weil beide den britischen Handel von der Nordseeküste fernhielten. Das sollte nun nicht länger währen; Holland und Belgien sollten den Händen Napoleons entrissen werden und unter Englands Einfluß gelangen. Und damit verband sich noch ein Anderes. England wollte die schönsten holländischen Kolonien, die es im Krieg erobert hatte — das Kapland und Ceylon — im Frieden nicht wieder zurückgeben, sondern für sich behalten. Holland sollte dafür auf dem Kontinent entschädigt werden. Was wäre dazu geeigneter gewesen als das be-





nachbarte Belgien, auf das sein früherer Besitzer, Osterreich, keinen Anspruch mehr erhob? Um so geeigneter, als mit dieser Transaktion keinerlei Opfer für England verbunden waren. Zwar wollten die Bewohner von einer Vereinigung mit Holland nichts wissen. Aber es waren ja nur Belgier, und „a Belgian“ war in England damals und noch lange nachher der landläufige Ausdruck für etwas Minderwertiges. Die Hauptsache war doch, daß das derart vergrößerte Holland mit seiner Küste in maritime Abhängigkeit von England kam. Die Alliierten gaben dem britischen Einspruch Raum, und später, auf dem Wiener Kongreß, wurde in der That die Vereinigung der beiden Länder beschlossen, ja man gestand England sogar das Recht zu, zu bestimmen, welche von den starken Befestigungen, die Napoleon in Antwerpen angelegt hatte, bestehen bleiben oder fallen sollten. So stark beeinflusste Großbritannien, der große Geldgeber, die verarmten Staaten des Kontinents. Als im Jahre 1830 Belgien sich gewaltsam von Holland trennte und einen eigenen Staat bildete, da war dies England hochwillkommen, und es trat für dessen Unabhängigkeit nach allen Seiten, auch wider Holland, mit großer Energie ein.

Von den Napoleon im November 1813 nahegelegten Friedensbedingungen strich die englische Regierung aber auch die der Handelsfreiheit zur See, und die Verbündeten fügten sich auch da. Englands Vormacht auf dem Meere, die aus genialer Seeräuberei erwachsen war, gründete sich ja darauf, daß es die Handelsfreiheit der anderen Völker so viel als möglich einschränkte. Noch im 18. Jahrhundert hatte es, so





oft ein Seekrieg ausgebrochen war, nicht nur jedes feindliche Handelschiff, das Waren aus einem neutralen Staat an Bord hatte, sondern auch jeden neutralen Kauffahrer, der irgendwelche Güter des feindlichen Landes führte, als gute Preise an sich gebracht — ein Prinzip, von dem es erst im Jahre 1856 abging — hatte es die Liste der Konterbande, wie heute noch, willkürlich erweitert und, wie heute, die Handelsstraßen durch Blockaden rücksichtslos eingeengt. Zweimal, 1780 und 1800, waren die neutralen Mächte zusammengedrückt, um ihren Handel vor solcher Tyrannei zu schützen, Napoleon hatte dann sogar an eine Landung in England gedacht, um sie zu brechen. Aber schließlich war dieses doch der gebietende Herrscher des Ozeans geblieben. Von Handelsfreiheit war da nicht die Rede, und Großbritannien setzte es durch, daß bei den ausgleichenden Verhandlungen das Seerecht überhaupt nicht berührt werden solle. Der Wiener Kongreß hat auch wirklich über Handelsfreiheit und Rechte zur See im Allgemeinen keinerlei Beschluß gefaßt. So blieb Englands maritime Alleinherrschaft fortan unerschüttert, und noch ein Jahrhundert später, im Jahre 1907 konnte es den Antrag der anderen Staaten, die Privatschiffahrt im Seekrieg unbehelligt zu lassen, schroff ablehnen. Dafür muß es heute allerdings die heroische Kaperei der deutschen Kreuzer auf sein eigenes Konto setzen.

Mit all dem hing zusammen, was in der Instruktion für den englischen Minister auf dem Wiener Kongreß und in dessen Korrespondenz aus jenen Tagen immer wiederkehrt: die Sorge, daß das Gleichgewicht — Genz nannte es die Gegengewichte — der europäischen Kontinentalstaaten, das durch



Napoleon so empfindlich gestört worden war, wieder hergestellt werde, damit ja keiner der Fürsten, etwa wie der Franzosenkaiser, sich über die andern erhebe und, wie er, an Kampf mit England, an eine Invasion der britischen Inseln, an Erschütterung der indischen Herrschaft und weiß Gott an was sonst noch denke. Sie sollten sich untereinander die Wage halten. Und tatsächlich wurde, unter der tätigesten Mitwirkung der britischen Diplomaten, das europäische Gleichgewicht zur Grundlage der neuen Ordnung gemacht. Die Kontinentalmächte sahen darin eine Bürgschaft für den Frieden, England aber die beste Garantie seiner Alleinmacht zur See, ohne daß es sich in bindende Bündnisse einzulassen brauchte. Es war die Glanzzeit seiner »splendid isolation«, die nun folgte und die nur Rußlands Vormacht im Osten etwas störte. Als sie aber im Krimkrieg niedergekämpft war, war alles wieder im Gleichgewicht, und England florierte. Und so blieb es auch weiterhin bis endlich etwas sehr Unerwartetes geschah.

Im Jahre 1866 gewann Preußen die Vorherrschaft in Deutschland, und im Jahre 1870 warf es das darob empörte Frankreich nieder, gründete ein neues deutsches Reich und eroberte ihm zwei deutsche Provinzen zurück, die ein französischer König vor zweihundert Jahren dem Römischen Reich deutscher Nation entwendet hatte. Das war nun allerdings stark gegen die Wiener Vereinbarungen von 1815 gefehlt. Dort hatte man Deutschland nur als ein lockeres Gefüge von siebenunddreißig größeren und kleineren, mitunter ganz kleinen Staaten gelten lassen, von denen jeder einzelne

seine Interessen nach außen selbst zu vertreten hatte, während Oesterreich und Preußen sich weiter in der alten Rivalität gegenüberstanden, und nur in dieser Gestalt hatte der „Deutsche Bund“ im System des Gleichgewichts seinen Platz gefunden. Daß Preußen einmal das Ganze zur Einheit umbilden und führen könnte, das glaubte auf dem Wiener Kongreß niemand, außer einer kleinen trinkfesten Tafelrunde in der Wirtsstube der Landeskronen oder der Kohlkronen auf der Wieden, Leute, die man nicht ernst nahm. Nach fünfundsünfzig Jahren war es aber doch Ernst geworden. Das Gleichgewicht auf dem Kontinent kam ins Schwanken, und England wurde unruhig. Denn das neue Reich entfaltete sich rasch und mächtig. Zunächst in seiner Industrie, die eine sorgsame Pflege der technischen Wissenschaften kräftig unterstützte; dann setzte ein immer mehr erstarkender Außenhandel ein, der sich weit übers Meer wagte und den eine kraftvolle Vertretung, und bald auch eine ansehnliche Kriegsflotte, förderte und schützte; der Zuwachs an Bevölkerung wanderte nicht mehr wie früher als heimatsloser Überschuß in die Fremde, sondern besiedelte eigene Kolonien; allenthalben trugen deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit reiche Früchte. Das war mehr als des Briten Selbstherrlichkeit und Geschäftsgeiz ertragen konnten. Er war im Besitz behäbig geworden, sah sich nun durch einen lästigen Konkurrenten gestört und fing an, darüber nachzudenken, wie er sich ihn vom Halse schaffen könnte. Fair play, und zugleich mutiger, wäre es gewesen, den Wettbewerb mit Energie und einer durch Erfahrung und Reichtum unterstützten Kraft aufzunehmen. Aber dazu entschloß



man sich nicht, der englische Hochmut spielte mit, und so wählte man lieber die politische Intrigue.

Gegen das aufs neue drohende Anschwellen der slawischen Flut im Osten und die Rachgier der Feinde im Westen hatte Deutschland in Osterreich-Ungarn einen ehrlichen Helfer gesucht und gefunden. Ihr Bündnis von 1879 war nur zur Verteidigung geschlossen. Gleichwohl verbanden sich Rußland und Frankreich aufs engste gegen die beiden, und England, das sich bald in seiner Politik nur noch von seinem Neid und seiner Mißgunst wider das aufstrebende Deutschland leiten ließ, näherte sich ihnen. Es rüstete Flotte auf Flotte aus, baute ein Kriegsschiff größer als das andere, und wenn es nicht auch seine Landmacht in gleichem Maß vermehrte, so war es nur, weil es sich auf seiner Insel unangreifbar fühlte und auf die Mächte des Kontinents rechnete, die das große Kleinmachen Deutschlands dort schon besorgen würden. Darum ging ihnen ja König Eduard so eifrig um den Bart, teilte mit Frankreich Afrika, mit Rußland Persien, verband sich mit Japan auf alle Fälle und lockte Belgien aus seiner Neutralität heraus. Es nützte nichts, daß Deutschland seine Friedfertigkeit immer wieder, und sogar durch diplomatische Mißerfolge — siehe Marokko — erhärtete: Frankreich blieb unversöhnt, und England war ja schon die bloße Existenz des Deutschen Reichs, seine robuste Konstitution und sein kaufmännischer Erfolg ein so gewaltiger Dorn im Auge, daß er seine Staatsmänner bis zur Unfähigkeit blind machte.

So ist es gekommen, daß wir diesen Krieg an der Seite des Deutschen Reiches gegen Frankreich, England und Ruß-



land zu führen haben, daß wir ihn als Verteidigungskrieg führen, den einzig gerechten, den es gibt und den auch der große Moralist und Friedensfreund Kant gelten läßt, und daß wir ihn durchsetzen müssen, da es — Niemand möge sich täuschen — um unsere Ehre, unsere Wohlfahrt, um unsere Existenz geht. Und noch um mehr.

Von all den Überraschungen, die der Krieg bisher der Welt bereitete, ist eine der größten und die, die namentlich auf den Historiker den tiefsten Eindruck macht, das Sinken des ethischen, sittlichen Gehalts bei Völkern, von denen man es am wenigsten erwartet hätte. Gerade die westeuropäischen Nationen, die sich bisher auf ihre Zivilisation gar so viel zugute getan und ihre äußere Kultur aufs höchste entwickelt haben, sie versagten in dem, was man innere Kultur nennen könnte, vollständig. Mit Lug und Trug, Heuchelei und Verleumdung und mit einer Selbstsucht, die kein Recht achtet und sich jeder Scham begibt, sieht man Englands Regierung diesen Krieg führen. Gut. Es ist nicht das erstemal, daß der britische Staat gegen andere Staaten zu den verwerflichsten Mitteln greift. Aber daß das Volk (mit sehr wenig ehrenwerten Ausnahmen) ihm dabei sekundiert, die öffentliche Meinung ihn noch überbietet, das ist doch sehr überraschend und zeugt von einer starken Verrohung der Nation. Welche Entrüstung hat es nicht in England hervorgerufen, als vor 110 Jahren Napoleon bei Wiederausbruch des Krieges die milizpflichtigen Briten in Frankreich zurückbehielt und sie in festen Plätzen internierte! Und heute billigt man es dort nicht nur, wenn deutsche und österreichische



Zivilleute von der Behörde in überfüllten Pferdeställen, kaum ernährt, gefangen gehalten werden, man verlangt noch mehr. Ein Lord Leith, der sich sicher für einen Ehrenmann hält, will auch noch die naturalisierten Deutschen und die Frauen festgenommen haben, ein würdiges Parlamentsmitglied verlangte jüngst, daß man sie unterschiedslos hinter Stacheldraht einpferche, und eine hervorragende Revue, die „Fortnightly Review“, ermahnte die Regierung, sich ja von keiner Scham beschleichen zu lassen, wo es Vorsicht gelte. Nimmt man dazu die kindische Furcht vor Spionen und den jetzt nachgewiesenen Gebrauch von Dum-Dum-Geschossen bei den Engländern, so ist dies ein Tiefstand der Moral, auf den man nicht gefaßt war.

Und um nichts besser ist es bei den Franzosen. Auch diese chevalereske Nation hat seit 1870 viel an sittlichem Vermögen eingebüßt. Denn damals war es der französischen Regierung nicht eingefallen, deutsche Privatleute zu behelligen, und heute interniert sie nicht nur deutsche und österreichische Männer, sondern auch Frauen und Kinder, nötigt sie zu Zwangsarbeiten und stellt das Privateigentum in Frage. Und auch hier findet man das im Volke ganz in Ordnung, spendet Beifall und erhebt sich an unerhörten Verleumdungen und Schmähungen. Und nicht nur in den untersten Schichten. Nein, hoch oben. Da fordert z. B. Herr Richopin, Mitglied der französischen Akademie — ein Mann also, der die Pflicht hätte, sorgsam zu prüfen, ehe er urteilt — in einem verbreitetsten Journal von Paris die Nation auf, alles Mitleid mit den Deutschen auszurotten wie eine Giftpflanze, da



sie auf Ambulanzen schießen, 4000 Knaben die rechte Hand abgehackt, Gefangene verstümmelt und mit ausgestochenen Augen nach Rußland geschickt haben usw. Und wenn man nun hört, daß solcherlei Grausamkeit nicht von, sondern an Deutschen und im Westen begangen wurde, wo dann allerdings der deutsche Soldat den Frevel strafte wie der Krieg es befahl, so schaudert man zurück vor einem solchen Abgrund von tückischer Gehässigkeit.

Und soll ich noch von Maeterlinck und Verhaeren, den beiden Belgiern, reden, mit denen auch hierzulande Frau Moderne so gerne koste, und die sich nun als durch und durch verseuchte Seelen entpuppen? Nein, es ist genug. Nur unendlich traurig ist es und macht ein Wort zur Wahrheit, das ein edler Mann, der jüngst aus der Reihe der Wiener Lehrer schied, schon vor etwa zwanzig Jahren aufgezeichnet hat. Damals schrieb Friedrich Jodl, der Ethiker im Denken wie im Leben, in einer, wenn ich nicht irre, englischen Zeitschrift: „Wir mögen Erfindungen auf Erfindungen häufen, die Kräfte der Natur in einem jetzt noch nicht zu ahnenden Grade beherrschen und für uns ausbeuten lernen: wenn unsere sozialetischen Begriffe und Ordnungen sich nicht in demselben Maße erweitern, wenn es uns nicht gelingt, die Naturgewalten, die in der Brust des Menschen hausen, ebenso in den Dienst des Gedankens zu zwingen wie die Elementarkräfte, so wird alles Anwachsen unserer materiellen Kultur den alten Bruderkrieg der Menschheit nur heftiger entflammen und in einer Weise und mit Mitteln führen lassen, gegen welche die Verbrechen der alten Welt nur wie kindliche Unarten aussehen



werden.“ Klingt das heute nicht wie erfüllte Prophe-  
zeiung?

Zum Glück hat sie nicht ausnahmslos Geltung. Wir, die Eingekreisten, die Beneideten und Gehaßten, und wir, die Totgesagten, wir, die man Barbaren heißt und denen man in Lügen ohne Zahl die ungeheuerlichsten Dinge andichtet, wir haben in der langen Zeit des Friedens nicht nur, wie die andern, für uns, sondern auch an uns gearbeitet und sind ehrenwert geblieben. Und diese sittliche Würdigkeit erfüllt uns heute mit dem stolzen Bewußtsein, daß unsere Krieger nicht bloß im Dienste ihres Vaterlandes, daß sie im Dienst der ganzen Menschheit stehen und deren höchste Güter zu schützen haben, die am Sieg des Schlechten zugrunde gehen würden. Wer von der ethischen Würdigkeit der Deutschen und ihrer Freunde überzeugt sein will, der sehe hin, wie hier und in Deutschland fremde Verwundete und Gefangene, wie die Angehörigen der feindlichen Nationen behandelt werden. Es bedurfte erst der beispiellosen Roheit der englischen und französischen Behörden gegen deutsche und österreichische Staatsangehörige, ehe man im Deutschen Reich das Vergeltungsrecht anrief und zur Internierung der feindlichen Fremden schritt. Verlogenheit und Verleumdung als Kriegswerkzeuge zu gebrauchen, haben wir von vornherein abgelehnt. Und dabei welche Begeisterung bei der deutschen Jugend, welche Resignation bei den Altern und namentlich welche seelische Kraft, mit der die Mütter das Schwerste tragen! Ein Beispiel aus sehr vielen: Eine Mutter in Preußen, Witwe eines Industriellen, hat ihren einzigen Sohn, ihr einziges Kind, ins Feld ziehen lassen. Er war



gleich andern Kriegsfreiwilligen in Flandern ins Handgemenge gekommen, und von seiner Kompagnie sind nur 47 am Leben geblieben. Die Mutter schreibt darüber an einen entfernten Freund: „Ob mein Kind unter diesen 47 Lebenden ist, konnte mir bisher kein Mensch bestätigen, selbst an oberster Stelle nicht. Das Regiment soll einem weit überlegenen Feind gegenüber gestanden haben, und wiederholte Bajonettangriffe forderten große Opfer. Wie die Löwen sollen unsere Jungens gekämpft haben, und neben aller Qual ist ein Stolz ohnegleichen in mir. Das alles weiß ich, und noch viel mehr, doch von meinem Kinde nichts, nichts. Ich lege meine Sache in Gottes Hand. Er erhält, was er erhalten will. Vielleicht verstehen mich viele nicht; aber ich kann getrost aussprechen, daß mich das weibische Gewinsel und Gejammer anwidert. Wir brauchen große Gedanken in dieser gewaltig-schrecklichen Zeit, und es muß noch viel edles Blut fließen, ehe unser Vaterland frei wird.“ Der Sohn war unter den 47 Überlebenden. Im Schützengraben vor Dignuiden hat er dann mit frischer Hand Karten an die Mutter geschrieben. Auf einer stand: „Seit vierzehn Tagen nicht gewaschen, nie die nassen Stiefel von den Füßen gebracht, sehen wir wie Teufel aus. Tagelang nährten wir uns von weiter nichts, als einer Sorte weißer Rüben, die wir mit List und Gewandtheit über dem Schützengraben aus der Erde holten. Auf Nachtposten waren mir drei feindliche Kugeln bestimmt. Zwei zersplitterten die Holzverkleidung meines Gewehrs, die dritte den Mittellauf. Dabei über mir ein unendlich schöner Sternenhimmel, strahlend in Pracht und Helle. Das alles erleben zu dürfen, ist doch ein großes Glück.“



Das ist ethisches Vollgewicht, und Händen, die vom äußersten Rande des Daseins weg so zu schreiben vermögen, kann man getrost die besten Güter unserer Zivilisation anvertrauen.

Und um von uns zu reden: Ist nicht auch hier über die gefaßte und disziplinierte Haltung der Bevölkerung nur eine Stimme der Anerkennung? Was an Fürsorge für die Krieger, ihre Familien, für die Verwundeten, für die feindlichen, wie für die unsrigen, von privater Seite geschehen konnte, geschah und wird geschehen. Und nicht mit Geld allein — wir sind noch lange kein Rentnervolk, wie Engländer und Franzosen — mit edler Werkthätigkeit walten unsere Frauen, und sicher dünkt sich keine etwas Besseres zu sein, als der arme Arbeiter oder Bauernsohn, der draußen für ihre und ihrer Kinder Sicherheit geblutet und schwer gelitten hat. Im Spital nennt er sie Schwester, und sie folgt auf den Ruf, wie auf einen Ehrentitel. Er aber, der früher vielleicht den Vornehmen mit der Abneigung des niedriger Eingeschätzten begegnet war, hat sie hier von einer schönen Seite kennen gelernt und faßt Zutrauen. Vor dem verwundeten Gegner weicht in ihm aller Groll zurück, den kämpfenden Feind lernt er achten, und treu sorgt er, wie er nur kann, für den verletzten oder gefährdeten Kameraden, unbekümmert was Glaubens oder welcher Sprache er sei. Hat ja auch sein Offizier wie ein Bruder mit ihm sein Schicksal geteilt. So die Kämpfer. Hinter ihnen aber steht es wie eine große Reserve an ernster Beherztheit, Klagen und Tränen zu verbergen, Schaden und Einbußen aller Art wie etwas Notwendiges hinzunehmen und sich dabei einander



innerlich zu nähern und zu verstehen. Wie eine Art Gemeinbürgschaft aller für alle ist es, kaum mehr abgestuft nach Kaste und Rasse, Nation und Konfession und wie sonst die konventionellen Schranken heißen, die hier angesichts der Majestät des Todes viel von ihrer Geltung verlieren. So hat der Krieg als Erzieher einen reichen sittlichen Fonds an den Tag gebracht, der in den langen Friedensjahren nicht hat erstickt werden können von Genußgier und Selbstsucht, Überhebung und seichtem Dünkel. Eingeroostete Egoisten werden ja wohl, sobald der Sturm vorüber ist, wieder darin untertauchen; wenn sie je daraus aufgetaucht sind, und es wird an Auswüchsen nach oben und unten nicht fehlen. Die Masse des Volkes aber wird sich ihrer Läuterung bewußt bleiben. Und versteht es dann auch der Staat und verstehen es, die ihn lenken, das im Krieg erstarkte Gemeingefühl zu nützen und aus den Lehren dieser harten Zeit Gewinn zu ziehen, dann kann uns aus den blutgedüngten Feldern noch ein künftiges wahres Glück ersprießen. Das hoffen wir, und darum wollen wir heute schon all den Helden innig danken, die es mit standhafter Tapferkeit, unter schweren Entbehrungen und Leiden erkämpfen und nur zu oft mit dem Leben bezahlen.